Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 21 (1979)

Rubrik: Bündner Chronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bündner Chronik

Allgemeines und Politisches

von Fridolin Bargetzi

Wer über die Geschäfte des Staates schreiben will, ist sogleich mit dem Wort Politik konfrontiert. Während die Schweiz bis zur Gründung des Bundesstaates im Jahre 1848 sogut wie keine Wirtschaftspolitik trieb, sind heute Politik und Wirtschaft untrennbar miteinander verbunden. Es ist gang und gäbe, Politik als Staatskunst zu umschreiben. Politik gehört also zum Staat. Wer aber ist der Staat? Wer wüßte es nicht! Bei jeder Gelegenheit ertönt das geflügelte Wort: Der Staat, das sind wir. Sicher bildet das Volk den Staat, die Nation, doch muß es Organe bestimmen, welche die Staatsgeschäfte führen. In diesen Organen sitzen nun unsere Politiker. Ist Politik Staatskunst, so betreiben sie eben Staatskunst. Was aber ist diese Politik, diese Staatskunst? Der eiserne Kanzler Bismarck sah es so: «Politik ist keine Wissenschaft, sie ist eine Kunst, und wer sie nicht kann, bleibt besser davon.» Dermaßen liegt der Korb denn doch zu hoch. Da lobe ich mir eher die Definition des Dichters und Zeitgenossen Bismarcks, Emanuel Geibel: «Nicht wer Staatstheorien doziert, ein Politiker ist nur, wer im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft.»

Können wir nun die «Frauen und Männer des Schaffens des Möglichen» für alles, was im Staate Bünden geschieht, verantwortlich machen? — Sie sind es zwar, aber es gilt zu bedenken:

Das Volk wählt seine Magistraten

Es ist dafür gesorgt, daß Volkswahlen in Graubünden in kurzen Abständen stattfinden. Während im Frühjahr 1977 der Große Rat zu bestellen war, wurden 1978 die Ständerats- und Regierungsratswahlen fällig. Die Ständeratswahlen warfen trotz vorausgegangenem Gewitterrollen keine großen Wellen, wurden doch die bisherigen Mandatträger Dr. Leon Schlumpf und Dr. Gion Clau Vincenz, wenn auch mit ungleichen Stimmenzahlen, im ersten Wahlgang bestätigt, und zwar erzielten am 26. Februar 1978 bei einem absoluten Mehr von 17 043 Dr. Schlumpf 29 374 und Dr. Vincenz 18 695 Stimmen. Schwieriger verliefen die Regierungsratswahlen. Nachdem drei Regierungsräte nach Ablauf ihrer gesetzlich beschränkten Amtsdauer am 31. Dezember 1978 aus der Regierung ausscheiden müssen, nämlich Regierungspräsident Jakob Schutz sowie die Regierungsräte Dr. G. G. Casaulta und Dr. Georg Vieli, meldete auch die Sozialdemokratische Partei einen Kandidaten an, so daß für fünf Sitze sechs Anwärter ins Rennen stiegen. Bei einem absoluten Mehr von 18 369 wurden im ersten Wahlgang am 2. April 1978 die beiden bisherigen, der SVP zugehörigen Regierungsräte Otto Largiadèr mit 19 325 und lic. iur. Tobias Kuoni mit 18 727 Stimmen wiedergewählt. Die höchste Stimmenzahl erreichte aber der CVP-Kandidat lic. oec. Reto Sciuchetti mit 19 502. Damit wurde für zwei Mandate ein weiterer Wahlgang nötig, und am 23. April 1978 wählte das Bündnervolk Dr. iur. Donat Cadruvi, CVP, mit 18 851 und Dr. iur. Reto Mengiardi, FDP, mit 18 183 in die Regierung, womit die parteipolitische Zusammensetzung der Regierung gegenüber bisher unverändert blieb. Nationalrat Dr. phil. Martin Bundi, SP, fiel mit 16 321 Stimmen aus der Wahl.

Zu erwähnen ist, daß im Frühjahr 1978 in den Bezirken die Bezirksgerichte neu zu bestellen und die auf den Kanton Graubünden entfallenden eidgenössischen Geschworenen zu wählen waren.

Die höchste politische Leitung des Kantons

1977/78 amtete Aluis Giger aus Disentis/Mustér als Standespräsident. In seiner Maisession 1978 wählte der Große Rat hierauf im normalen einjährigen Turnus Martin Simmen aus Jenaz zum Standespräsidenten und Dr. iur. Ulrich Gadient aus Chur zum Vizestandespräsidenten für die Amtsperiode 1978/79.

Für das Jahr 1977 war Dr. iur. Giachen Giusep Casaulta Regierungspräsident, und 1978 steht Jakob Schutz an der Spitze der Regierung. In der Maisession 1978 hat der Große Rat die beiden verbliebenen Regierungsmitglieder der auslaufenden Amtsperiode mit der Leitung der Regierung als primi inter pares für 1979 betraut, nämlich Otto Largiadèr als Präsident und lic. iur. Tobias Kuoni als Vizepräsident.

Mit dem Stimmzettel an die Urne

Im Zeitraum August 1977/August 1978 hatten die Bündner Stimmbürgerinnen und Stimmbürger über 10 kantonale und 18 eidgenössische Vorlagen zu befinden. Zusammen mit den Ständeratswahlen und den zwei Wahlgängen der Regierungsratswahlen haben die Stimmberechtigten insgesamt 31 Wahl- und Stimmzettel ausfüllen müssen, und es wäre ihnen zugemutet worden, 31 Mal zur Urne zu gehen, wenn nicht jeweils verschiedene Vorlagen zu wenigen Abstimmungen zusammengelegt worden wären. Noch so gab es innerhalb der Zeitspanne eines Jahres sieben Abstimmungssonntage, und das alles ohne Gemeindeabstimmungen. Ins Gewicht fällt aber nicht nur die Anzahl der Abstimmungen, sondern auch der Inhalt der Vorlagen. Bei der heterogenen Zusammensetzung des Abstimmungskörpers darf bei einem Teil der zur Stimmabgabe Aufgerufenen sicher von Überforderung gesprochen wer-

den, wenn verlangt wird, daß auf Rechtsgebieten wie Schwangerschaftsabbruch, Steuerharmonisierung, Gerichtsorganisation oder Zolltarifgesetz, um nur einige zu nennen, im Gewissen verpflichtende, grundlegende und zukunftsbindende Entscheide getroffen werden. Das aber gehört alles zur integralen Demokratie, und die Geister, die man rief, die wird man nicht mehr los. Nur darf man nicht baß staunen, wenn die Stimmbeteiligung, zwar nicht nur aus diesem Grunde, unter die Limite von 50 Prozent fällt.

Am 25. September 1977 nahmen die Stimmberechtigten mit 19 888 gegen 19 064 Stimmen eine Revision der Kantonsverfassung an, welche eine wenn auch nicht umwerfende neue bündnerische Gerichtsorganisation zur Folge hatte, doch verweigerten sie die Zustimmung zu einem zwingend dazugehörigen Gerichtsverfassungsgesetz und zu weiteren damit verbundenen Gesetzesrevisionen mit 21 962 Nein gegen 16 841 Ja, so daß diese Übung am 24. September 1978, also auf den Tag ein Jahr später, wiederholt werden muß.

Am 30. Oktober 1977 war über vier kantonale Vorlagen abzustimmen, welche alle angenommen wurden, nämlich eine Teilrevision des Gesetzes über Erwerb und Verlust des Kantons- und Gemeindebürgerrechtes mit 13 342 gegen 6426 Stimmen, eine Änderung des kantonalen Einführungsgesetzes zum eidgenössischen Eisenbahngesetz, welche die Leistung von kantonalen Beiträgen an die Defizite von Postautolinien ermöglicht, mit 14 344 gegen 5432 Stimmen, der Beitritt des Kantons Graubünden zur interkantonalen Vereinbarung über die polizeiliche Zusammenarbeit mit 15 669 gegen 4991 Stimmen und schließlich eine Teilrevision des kantonalen Schulgesetzes, welche insbesondere eine Anpassung der höchstzulässigen Klassenbestände in der Volksschule mit sich bringt, mit 13 848 gegen 6637 Stimmen.

Am 4. Dezember haben die Stimmberechtigten mit 24 013 gegen 8694 Stimmen eine Teilrevision des Einführungsgesetzes zum Schweizerischen Zivilgesetzbuch angenommen, welche zwecks Anpassung des kantonalen Rechtes an das am 1. Januar 1978 in Kraft getretene neue Schweizerische Kindsrecht nötig war.

Einer ihnen am 26. Februar 1978 unterbreiteten Vorlage zur Teilrevision des Gesetzes über die Straßenfinanzierung, welche eine Neuordnung der Gemeindebeiträge an das Straßenwesen zum Ziel hatte, waren die Stimmberechtigten weniger günstig gesinnt, wurde sie doch mit 21 881 Nein gegen 17 298 Ja abgelehnt.

Schließlich war am 28. Mai 1978 über zwei kantonale Vorlagen zu entscheiden. Das Gesetz über die Ausübung des Treuhänderberufes wurde mit 25 241 gegen 13 421 Stimmen angenommen, und dem Beitritt des Kantons Graubünden zum Konkordat über die Gewährung gegenseitiger Rechtshilfe in Zivilsachen wurde mit 27 953 gegen 10 267 Stimmen zugestimmt.

Von den kantonalen Resultaten zu den eidgenössischen Volksabstimmungen seien nur die wichtigsten erwähnt:

Am 25. September 1977 lehnten die bündnerischen Stimmberechtigten die Volksinitiative «für die Fristenlösung» mit 34 007 Nein gegen 13 818 Ja ab.

Am 4. Dezember 1977 wurden unter anderem die Reichtumssteuer-Initiative mit 21 546 Nein gegen 13 328 Ja abgelehnt und das Bundesgesetz über die politischen Rechte mit 20 539 Ja gegen 11 923 Nein angenommen. Abgelehnt wurde am gleichen Tag auch der Bundesbeschluß über die Einführung eines zivilen Ersatzdienstes, und zwar mit 23 623 Nein gegen 11 058 Ja.

Am 26. Februar 1978 sind in Graubünden unter anderem die 9. AHV-Revision mit 29 392 Ja gegen 12 570 Nein angenommen, die Volksinitiative «zur Herabsetzung des AHV-Alters» hingegen mit 35 155 Nein gegen 7418 Ja verworfen worden.

Am 28. Mai 1978 sind das Zeitgesetz mit 27 509 Nein gegen 17 350 Ja, das Bundesgesetz über den Schutz der Schwangerschaft und die Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruches mit 28 088 Nein gegen 15 015 Ja, das Hochschulförderungsgesetz mit 27 153 Nein gegen 16 866 Ja und schließlich die Volksinitiative «für 12 motorfahrzeugfreie und motorflugzeugfreie Sonntage pro Jahr» mit 29 184 Nein gegen 16 200 Ja abgelehnt worden. Von allen fünf eidgenössischen Vorlagen ist an diesem Tage nur das Zolltarifgesetz mit 23 194 Ja gegen 19 297 Nein angenommen worden.

Die Wirtschaft 1977

Die Landwirtschaft

verdient sicher, daß sie in der Chronik gebührend erwähnt wird, bildet sie doch weiterhin eine Grundsäule der bündnerischen Volkswirtschaft.

Der Ertrag der Landwirtschaft hängt hauptsächlich von der Milchwirtschaft und vom Viehabsatz ab. Da man mit der Milchverwertung weiterhin die liebe Mühe hat, wurde auf den 1. Mai 1977 eine Milchkontingentierung in Kraft gesetzt, welche in Graubünden aber nicht namhafte Nachteile nach sich gezogen hat. Die Tierhaltung zeigt noch immer eine zunehmende Tendenz, allerdings geringer als im Unterland. Interessant ist das reziproke Verhältnis zwischen Tierhaltern und Tierbestand. Während im Jahre 1975 4841 Viehbesitzer gezählt wurden, welche gesamthaft einschließlich Jungvieh 79 691 Stück hielten, ist deren Zahl 1977 auf 4586 gesunken, der Viehbestand aber auf 88 423 Stück gestiegen. 1961 verzeichnete die Statistik noch 8237 Viehbesitzer mit einem Viehbestand von 82 000 Stück. Es gab 1977 genau gleichviel Viehzuchtgenossenschaften wie 1976, nämlich 211, doch waren 1976 28 724 und 1977 28 269 Tiere im Zuchtbuch (welches das Jungvieh nicht enthält) eingetragen.

Auf die Herbstviehmärkte ist 1977 ein geringeres Angebot gekommen, schon weil die Landwirte dank einer qualitativ ausgezeichneten Heuernte ihre im Vorjahr wegen der Trockenheit reduzierten Bestände wieder auffüllen konnten. Nicht zuletzt wegen der Durchführung von Entlastungskäufen und von Ausmerzaktionen konnte sich der Viehabsatz zu normalen Preisen abwickeln. Der Viehexport ist nach wie vor für den Viehabsatz wichtig. Hauptabnehmerland

für Graubünden ist Italien. Trotz hoher Bewertung des Schweizerfrankens wurden nur 23 Tiere weniger als 1976, nämlich 1426, nach Italien exportiert, welch relativ hohe Exportzahl allerdings nur dank namhafter Bundesbeiträge erzielt werden konnte. Daß 13 Stück Vieh nach Marocco und sechs Stück nach Portugal ausgeführt worden sind, sei als Kuriosum vermerkt.

Großer Aufmerksamkeit erfreut sich der alljährlich in Chur abgehaltene Zuchtstiermarkt. Leider bewegt sich seine Beschickung jedoch abwärts. Der erste Zuchtstiermarkt fand im Jahre 1900 mit einer Auffuhr von 170 Stieren statt. Der Höhepunkt wurde 1935 mit 1004 Stieren erreicht. 1977 sind noch 131 Stiere gezählt worden. Vielleicht mögen das einige Landwirte bedauern, aber die künstliche Besamung läßt sich nicht mehr zurückdrängen.

Dem Fremdenverkehr

kommt in Graubünden erste Bedeutung zu. Die als Folge der Rezession befürchtete Krise ist glücklicherweise nicht eingetreten. Im Gegenteil haben die Übernachtungen 1977 gegenüber dem Vorjahr um rund fünf Prozent zugenommen. In der Wintersaison 1976/77 wurden 3 560 337 und im Sommer 1977 2 676 052, total also 6 236 389 Logiernächte verzeichnet. Leider hat sich der Schweizerfranken in letzter Zeit gegenüber den anderen Währungen noch gestärkt, was sich nachteilig auf die Frequenzenzahlen und auf die Ausgabefreudigkeit der Gäste auswirken könnte. Dieser Gefahr stehen aber immerhin starke Aktiven gegenüber, nämlich die Stabilität der Hotel- und Pensionspreise im Gegensatz zu zum Teil kräftigen Preiserhöhungen in anderen europäischen und außereuropäischen Ferienländern, das Wissen darum, daß Überfälle in der Schweiz praktisch nicht vorkommen, die Tatsache, daß die Ferienzeit nicht durch unliebsame Streiks, besonders im Bahn-, Post- und Telefonverkehr, behindert werden und nicht zuletzt das Qualitätsangebot. Dies, eine gute Werbung sowie die Hoffnung, daß an der Währungsfront eine Stabilisierung eintreten werde und die Teuerungsrate tief bleibe, dürften die Aussichten der Hotellerie doch nicht zu stark trüben.

Stiefkind der Wirtschaft

zu werden, droht den Eisenbahnen. Natürlich wird die Schweiz zum Glück nicht dirigistisch regiert, sonst könnte man eine Verkehrsteilung Straße/Schiene rasch verwirklichen, worauf viele Lastwagen aus dem Straßenverkehr verschwänden und beiden, der Straße und der Schiene, geholfen wäre. Die Frage, welche Transportart billiger sei, wird heute gar nicht erst gestellt. Über die Einstellung gewisser Leute zur Bahn kann man hie und da nur den Kopf schütteln: Während sie sonst fröhlich und munter ihr Auto benützen, finden sie es als höchst selbstverständlich, daß die Bahn immer für sie bereit stehe, wenn sie den Wagen nicht benützen können oder wollen oder nur schonen möchten, und ihnen durch einen freundlichen Zugführer ein schöner Fensterplatz in der ersten Klasse angeboten werde. Dazu ist es ihrer Meinung nach nicht in Ordnung und sogar ungehörig, wenn «ihr» Zug etwas Verspätung hat, und vollends absurd ist es für sie, wenn beispielsweise die Rhätische Bahn nicht imstande ist, ihren und andere Autos bei verschneiten Pässen raschestens durch die Tunnels zu befördern. Was die Bahn allerdings die übrige Zeit mit ihrem Personal, mit ihrem Rollmaterial, mit ihren Verladerampen macht, das muß wahrscheinlich nur die Direktion und die Verwaltung interessieren. Leider kommt noch hinzu, daß die gleichen Leute nicht begreifen können, daß so ein Bahnunternehmen die Rechnung defizitär abschließen und öffentliche Beiträge beanspruchen muß. Dieses Stimmungsbild sollte manch einem ins Stammbuch geschrieben werden, womit das Verständnis für die Lage der Bahnen wachsen würde.

Die Rhätische Bahn mußte 1977 hauptsächlich wegen ungünstiger Witterung im Sommer und Schneemangel zu Beginn der Wintersaison einen abnehmenden Reiseverkehr in Kauf nehmen, und trotzdem trat auf diesem Sektor dank der am 27. Oktober 1976 in Kraft getretenen Taxerhöhung eine Ertragssteigerung von 5,7 Prozent im Vergleich zum Vorjahr ein. Dagegen ist der Güterverkehr erneut um 2,61 Millionen Franken zurückgegangen. Der Personalaufwand lag nur um 0,2 Prozent über dem Ergebnis von 1976. Im gesamten stand einem Aufwand von 95,0 Millionen Franken ein Ertrag von 83,6 Millionen Franken gegenüber, so daß der Überschuß des Betriebsaufwandes 11,4 Millionen Franken ausmacht. Budgetiert war für 1977 ein solcher von 13,8 Millionen Franken, und die Rechnung für 1976 hatte mit einem Defizit von 9,1 Millionen Franken abgeschlossen. Von einer Besserung der Lage also noch keine Rede. Die Bedeutung der Rhätischen Bahn liegt aber nicht in einer Rendite, sondern in ihrem volkswirtschaftlichen Nutzen.

Das Gewerbe

im engeren Sinne ist in den Statistiken über wesentliche Punkte wenig aussagekräftig berücksichtigt. Bei der Lagebeurteilung wird vor allem von der Beschäftigung der Arbeitnehmer ausgegangen, und die ist heute so, daß man die Arbeitslosen schon gar nicht mehr in Prozenten aller Beschäftigten angibt, sondern nur die prozentuale Zu- oder Abnahme ihrer Zahl veröffentlicht. Das ist zwar an sich kein schlechtes Zeichen. Zur richtigen Beurteilung der Wirtschaftslage muß man jedoch auch nach der Entwicklung fragen. Da ist in erster Linie darauf hinzuweisen, daß die Bautätigkeit in Graubünden 1977 nach vorläufigen Schätzungen um rund drei Prozent zugenommen hat, was fast vollständig auf die vermehrte private Bautätigkeit zurückzuführen ist. Ein nicht rosiger Auftragsbestand führt aber im Baugewerbe zu Konkurrenzkampf und Preisdruck. Die Entwicklung der handwerklichen Branchen außerhalb des Baugewerbes ist unterschiedlich und war 1977 vielleicht durch die Zurückhaltung der Konsumenten geprägt. Bei allen Arbeitsämtern in Graubünden waren Ende 1977 140 Arbeitslose gemeldet.

Ende Juni 1978 zählte man sogar nur 62. Da las man schon ganz andere Zahlen!

Und der Staat?

In der Chronik über das wirtschaftliche Geschehen müssen auch die mit der Volkswirtschaft zusammenhängenden Maßnahmen des Staates interessieren. Der Begriff Staat assoziiert sich bei allzu vielen argwöhnischen Zeitgenossen mit Eingriff in die Wirtschaft, und man weiß, daß die Handels- und Gewerbefreiheit in der Schweiz ganz groß geschrieben wird. Man duldet zwar, daß der Staat Finanzpolitik betreibt, weil er sie betreiben muß, man ist einverstanden, daß er sich um Währungsfragen kümmert, wenn der Wert des Frankens zu hoch steigt, man begrüßt Exportrisikogarantien seitens des Staates undsoweiter undsofort. Weniger begrüßt werden aber Eingriffe in die Handels- und Gewerbefreiheit, weil sofort eine Störung der marktwirtschaftlichen Ordnung und eine Wettbewerbsverzerrung gewittert wird. Als Eingriffe werden auch Subventionen bezeichnet, weil sie das Angebotsverhalten ändern können. Und selbst in unsicheren Zeiten wie heute lehnen verschiedene Institutionen ein Impulsprogramm des Bundes ab, welches Maßnahmen zur Förderung der Wettbewerbsfähigkeit bringen sollte. In einem Diskussionsbeitrag war zu lesen, daß nur eine effiziente Allokation in Frage käme so daß zusätzliche staatliche Maßnahmen volkswirtschaftlich nur dann erwünscht seien, wenn Effizienzgewinne die zusätzlichen Kosten überkompensieren. Natürlich gehen Eingriffe des Staates immer zugunsten bestimmter Bevölkerungsteile beziehungsweise zu Lasten einzelner Wirtschaftsteile. Daß aber mit staatlicher Hilfe willentlich Verluste heraufbeschworen werden, das dürfte doch nicht in Frage kommen.

In der vorliegenden Chronik ist nun nur von Graubünden die Rede, und kantonal fallen vorderhand lediglich kulturell und sozial bedingte Subventionen in Betracht, wobei aber auch die Ausrichtung von Beiträgen an die Landwirtschaft nötig ist. In Krisenzeiten hat Graubünden allerdings auch schon Arbeitsbeschaffungsprogramme gekannt. Bedeutende Aufwendungen verursacht dem Kanton der Straßenbau, doch hier tritt er als Bauherr auf und muß die Regeln der Marktwirtschaft beachten. Alle diese Ausgaben des Kantons haben mit Wettbewerbsverzerrungen nichts zutun, so daß er auch bezüglich seiner Subventionen marktwirtschaftlich ein gutes Gewissen haben darf.

Unter Abzug der Beiträge von Bund und Gemeinden sowie von Entgelten für gute Dienste hat der Kanton im Jahre 1977 netto 39,4 Millionen für die Straßen, 24,2 Millionen für Spitäler, 38,9 Millionen für die Volksschulen, 11,9 Millionen für das berufliche Bildungswesen, 25,6 Millionen für die Mittelschulen, 27,8 Millionen für die soziale Wohlfahrt und 12,7 Millionen für die Landwirtschaft aufgewendet. Im ganzen betrugen die Bruttoausgaben des Kantons 741,9 Millionen Franken, während sich die Bruttoeinnahmen auf 732,1 Millionen Franken beliefen. Der Aufwand für die Behörden und die Verwaltung stellte sich für 1977 auf netto 18,557 Millionen Franken, rund eine halbe Million weniger als 1976. Es war sicher nicht ein schlechtes Jahr, wenn man berücksichtigt, daß relativ hohe früher zurückgestellte Abschreibungen getätigt werden konnten und die ungedeckte Schuld des Kantons von Fr. 140 789 846.78 Ende 1976 auf Fr. 122 655 503.34 Ende 1977 gesenkt werden konnte.

Im ganzen betrachtet dürfen sich der Kanton und die Entwicklung seiner Volkswirtschaft für 1977 sehen lassen.

Aus dem Bündner Kunstleben

Ausstellungstätigkeit im Bündner Kunstmuseum im Spiegel der Lokalzeitungen

von Emil A. Ribi

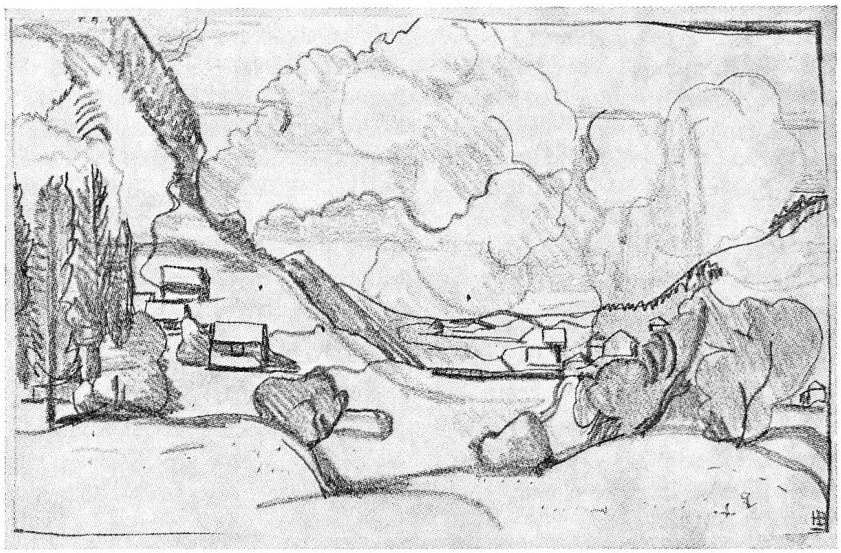
Vielleicht geschieht es in letzter Zeit häufiger oder aber durch besondere Umstände herausgefordert, daß ausübende Künstler und Ausstellungsleiter zur Feder greifen, um sich gegen die «übliche» Berichterstattung (Rezension) in den Lokalzeitungen zu wehren.

Es ist nicht immer nur die Form dieser Berichte, welche Ärgernis erregt, vielfach scheint die Gewichtung der Ereignisse nicht ausgewogen; das heißt, weit aufgebauscht für etwas Nebensächliches und, um gleich das Maß voll zu machen, durch ein Feuerwerk gewichtiger Namen noch knapp über Wasser gehalten.

Mit leichter Hand werden etwa Begriffe und Namen herbeizitiert, die in ihrer freien Sorglosigkeit jedem Anlaß spotten müssen. In einem Atemzug werden Picasso, Alberto Giacometti, ein Nelkenmeister (15. Jahrhundert) und ein provinziell-lokaler Name vermengt, als gälte es gar, die ersteren mit dem letzteren aufzuwerten. Vollends sind alle Maßstäbe verlorengegangen, wenn ein Albrecht Dürer (1471—1528) «unwiderlegbar» herhalten muß, um als «Kolorist» dem lokal-erfolgreichen «Maler-Illustrator» seine koloristischen Fähigkeiten zu beweisen!

Ausstellungen (Bilder) werden Anlaß zu geistreichen Spekulationen, zu geistigen Höhenflüge, wo kaum (oder nur in kaum auszumachender Ferne) der grüne Grund zu sehen ist. Satzkombinationen, Akzente werden leicht-unmerklich und doch «im Handumdrehen», zur schönen Farce, die sich aufschwingt und verselbständigt in rationaler Durchsichtigkeit eines narzistischen Tapeten-Musters.

Bald wieder müßte man in den Glauben verfallen, daß in Graubünden nur noch bedeutende Maler ausstellen oder ausgestellt werden mit Bildern von seltener Tiefe, Dichte und Ursprünglichkeit, die sogar direkt aufs Absolute hinzielen; Worte, die doch alle etwas bedeuten . . ., wer-



Hans Brühlmann (1878—1911): Vättis 1910/11 — Bleistift 17,6x27,7

den als Versatzstücke beliebig eingesetzt, man schämt sich fast, sie auch schon benützt zu haben.

Nicht zu unterschätzen ist, wie in allgemeinsten Umschreibungen Nebensächlichkeiten umgewendet werden, Äußerlichstes breitgeschlagen mit teils perfiden halb-gesagt/un-gesagten Nadelstichen etwas Trübes angezettelt, das mehr Dunkel als Tief ist, ohne sich je ernstlich auf das Werk, den Interpreten oder die Ausstellungskonzeption einzulassen.

Die Gefahr einer solchen abenteuerlichen Berichterstattung — verantwortungslos, weil keine ernsthafte Konkurrenz besteht — ist groß. Sie erlaubt dem Zögernden, mit einem Gefühl der Überlegenheit die Zeitung neben dem Kaffee zusammenzufalten und beruhigend sich zurückzulehnen im Gedanken, daß es doch nichts war, es sich wieder einmal nicht lohnte hinzugehen oder man zumindest nach Zürich fahren müßte.

Ist die Berichterstattung dagegen durch einen recht gesunden Übertitel positiv angelangt, weil man die ausgestellten Kunstwerke nicht zur Diskussion stellen will — wie man auch das Obst im Laden nicht zur Diskussion stellt —, so kann der Leser jegliches Interesse verlieren. Das so künstlich geschaffene Podest der Narrenfreiheit trägt zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung des Lesers mit dem Werk wenig bei.

Zufrieden ist weder ein Prophet noch ein Geschmacksverordner noch ein Sterndeuter des Künstlers, weder ein verhinderter Künstler oder gar ein Dichter. Als zweckgebundener Schreiber muß man keine Komplexe haben, sofern man dem Zweck, dem die Arbeit dient, nicht mit falschen Ansprüchen aufzupolstern sucht. «Kunstkritik ist eine nachhinkende Tätigkeit, so wie auch Kunstgeschichte resümierend hinter den Schöpfungen der Künstler einherhinkt.» (M. Staber)

Da es erwiesenermaßen keine verbindlichen Normen für eine Kunstkritik gibt, müssen uns Erfahrungsmaßstäbe leiten, die man möglichst offen und flexibel zu halten versucht sein sollte, denn auch die alleinseligmachende Kunstwahrheit gibt es nicht.

Im allgemeinen trifft zu, daß sich jedermann über Malerei und Plastik und die ganze Ausdrucksbreite der bildenden Kunst berechtigt fühlt mitzureden. Die Vorsicht, die man zum Beispiel gegenüber Neuerscheinungen der Musik und der Literatur walten läßt, ganz zu schweigen gegenüber einer neuen wissenschaftlichen Leistung, scheint es in diesem Bereich der bildenden Kunst, die doch *jedermann sehen kann,* nicht zu geben.

Meist besteht aber zwischen *Sehen von Kunst* und doch nicht *Wahrnehmen von Kunst* eine Verständnislücke. Diese zu schließen oder zumindest vermittelnd zu wissen und Ansätze zu zeigen, sollte für den sich täglich mit Kunst befassenden Kritiker zum Ansporn werden.

«Es kann auch nicht darum gehen hervorzuheben, was mir persönlich gefällt, sondern darum, ob ein bestimmtes Werk zum Bestand der Kunst etwas Wesentliches hinzufügt, Wahrnehmungs- und Erkenntnisstufen, ob es etwas verändert, ob es beunruhigt, überrascht, schockiert, irritiert. Die Person, die Subjektivität des Kritikers, bleibt trotzdem bestehen, und sie sollte es auch. Deshalb ist für diesen Schreiber die Kontinuität seiner Aussage wichtig, die sich aus dem Gegenspiel von objektiver Information, die man sucht, und subjektver Ansicht, die man nicht vermeiden kann, ergibt.»[1]

Ausstellungskalender 1977/78

Vom regen Interesse der Sommerausstellung 1977 «Die Alpen in der Schweizer Malerei» zeugen eindrücklich die hohen Besucherzahlen und die große Aufmerksamkeit, die dieser Groß-Veranstaltung weit über die Region hinaus entgegengebracht wurde. Es erschienen größere Presseberichte. In eher spärlicher Weise, wenn überhaupt, wurde in der lokalen Presse, überschrieben mit einem korpulent-nebensächlichen Titel: «Kataloge — immer vollschlanker»[2], auf sie hingewiesen. Der Rezensent des Artikels begnügte sich, sichtlich um Größerem zu entgehen, Gruppierungen von zwei Arten von Katalogen zu unterscheiden: «Vollschlanke und Dickleibige» und dazu auf die relative Qualität der Reproduktionen, im Vergleich mit der Ausstrahlung des Originals, hinzuweisen. Eine leise Kritik schwingt vielleicht mit — vielleicht auch ungewollte; *vermöchte sie es zu sein,* klar und deutlich — wenn auch mit Anspielungen — sie wäre vielleicht nicht von der Hand zu weisen ... oder zumindest *eine Aus-*

sage; so aber umweht uns blauer Dunst.

Im September bis in den Oktober zeigte das Bündner Kunstmuseum eine Doppelausstellung zweier Bündner. Für *Ponziano Togni* (1906—1971) war eine langdauernde, zeitweise vehement geführte Kampagne von einer Gruppe Interessierter vorausgegangen. Architekt *Rudolf Olgiati* hat viele Verehrer und Schüler. Die Dokumentation seines sehr persönlichen und starken Werkes, mit einem vorzüglichen Katalog, konnte nach einer ersten Präsentation an der ETH Zürich, auch in Chur gezeigt werden.

Wie alljährlich präsentierte sich die *Weihnachtsausstellung* nach bewährt-offenem Modus, in den oberen Räumen des Hauses. Im Untergeschoß zeigte diesmal *Hannes Vogel* seine eigens für diese hellen Räume geschaffenen «Raumkompositionen».

Im März wurde im Untergeschoß, während im ersten Stock noch die «Zürcher Konkreten» herrschten, *Jochen Gerz* vorgestellt. Seine Arbeiten stifteten in harmloser Weise etwas Verwirrung, die aber sogleich von der nächst folgenden Ausstellung (Mai bis Juni) durch die kühle, wenn auch zeitweise etwas leere Virtuosität des «Könners» *André Thomkins* weitgehend paralysiert wurde.

Thomkins befleißigt sich «einer sehr zynischen Haltung gegenüber der sichtbaren Welt, einer Indifferenz gegenüber dem Äußeren, obwohl sehr viel Äußeres sichtbar ist» (Kunz).

Pedantisch naturalistische (objektbezogene) Details kommen vor, und doch glaubt man meinen zu müssen, daß der Betrachter Thomkinscher Arbeiten den Boden unter den Füßen verlieren müsse. Thomkins erlaubt sich klassische Methoden neben konventionellsten (trivialsten) Mitteln anzuwenden, die hier nicht mehr als trivial, sondern als «existentiell hinter- und untergründig» zu gelten haben, so daß selbst das Bieder-Genrehafte nur täuschend vermeindlich so vordergründig, — in Tat und Wahrheit stets durch versteckte «Hinterhältigkeiten», den Betrachter vollends in die Irre führt.

Dabei entstehen diese «Hinterhältigkeiten» im Arbeitsprozeß ganz ungewollt durch irgendwelche Zufälle.

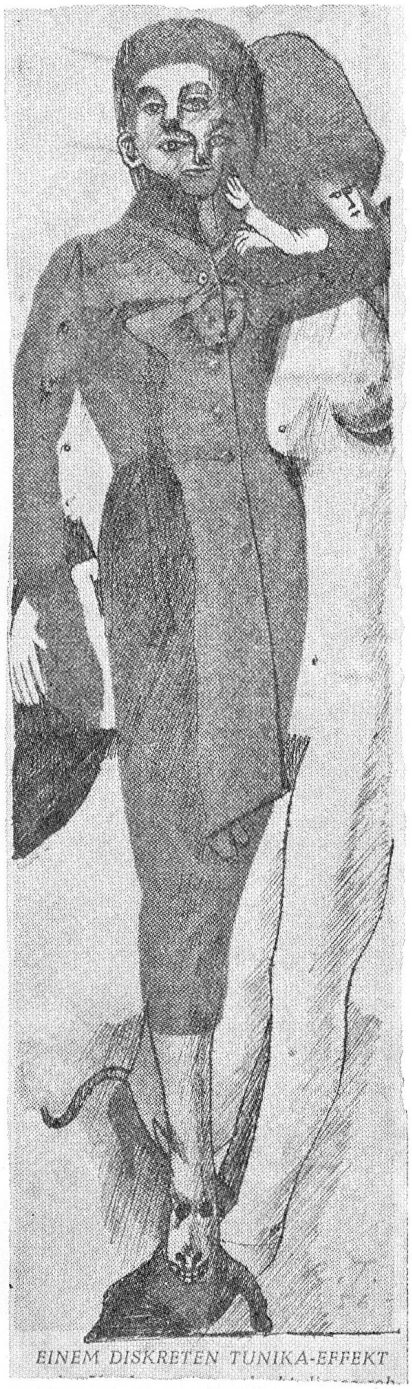
Einmal die Hand mit dem Stift auf eine leere Fläche angesetzt, folgt der Strich seinen eigenen Einfällen, gerät im Sog der Assoziationen ins Schwingen. Wie Zauberformeln öffnen ihm (dem Strich), scheinbar, zahlreiche Register Tore und Schleusen: Die Hand gleitet aus und verwertet jedes Stocken, jegliches Zögern und sei es auch nur bedingt durch die Unebenheit des Papiers. Der Strich addiert von der Spitze ausgehend Übergänge, knüpft Paraphrasen, Durchstiege, Brücken, Ketten, Lianen, schwankende Stege, — schwingt sich an einem Witz hinauf zu gewagter Akrobatik, gräbt verborgenes frei (weil draußen ein Auto vorbeifährt) oder legt Inneres bloß. Rastlos knüpft die schwarze Linie Netze, in denen sich dann wie Schmetterlinge oder Nachtfalter Träume und Assoziationen verfangen. Möglicherweise richtet er noch an seine Beute die Frage: «Ist etwa etwas wie etwie etwas wie etui?»[3]

Versucht man aber diese permanente Formproduktion in die Hand zu nehmen und sie zum Stillstand zu nötigen, dann gleitet sie weg.

Vor fünf Jahren bot das Museum in einer eindrücklichen Schau amerikanische Graphik der sechziger Jahre. «New York 78» war diesmal der Titel. Die Ausstellung gab die seltene Möglichkeit, einen repräsentativen Querschnitt durch das aktuelle Kunstschaffen der Kunstmetropole New York zu verfolgen. Einundzwanzig ausgewählte zum Teil in Europa noch wenig bekannte Namen waren vertreten.

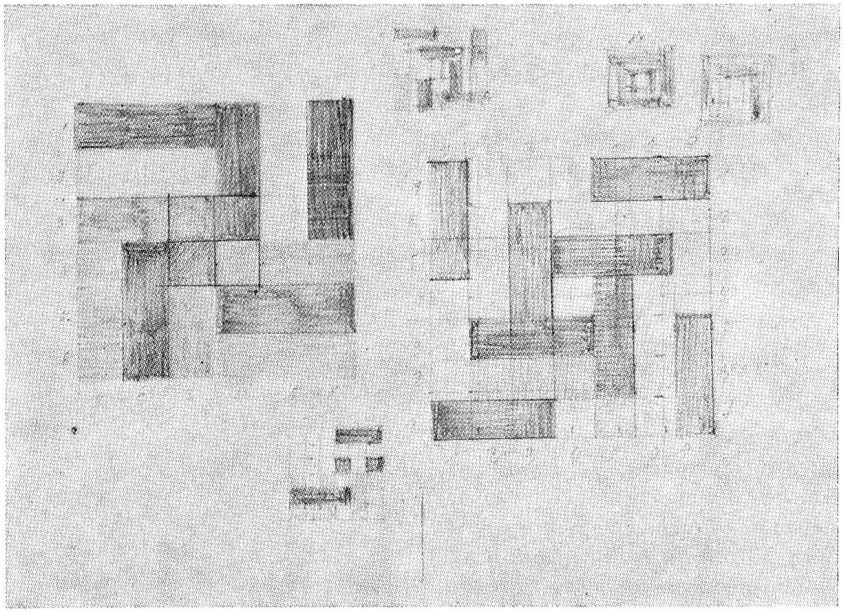
Im Sommerprogramm 1978 zeigte das Museum vom 8. Juli bis 13. August *A. R. Penk*[4] und die Sammlung.

Wenig, und sicher nicht als selbständige Dokumentation, ist in Chur «Konkrete Kunst» gezeigt worden. Ein Glücksfall half mit, Teile einer Ausstellung zu übernehmen, die durch Leihgaben erweitert, sich zu einer Würdigung der fünf Pioniere der Konkreten Kunst gestaltete. Gezeigt wurden Werke von *Max Bill, Fritz Glarner, Camille Graeser, Verena Loewensberg* und *Richard P. Lohse.*

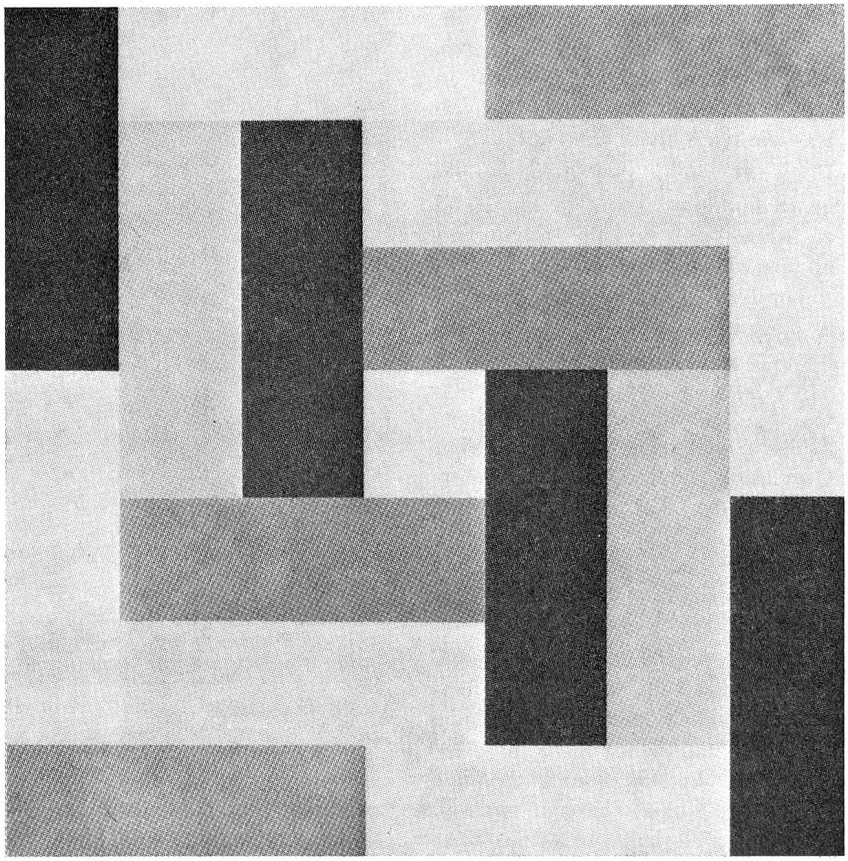


André Thomkins

Besondere Beachtung fand das Einführungsreferat, das R. P. Lohse anläßlich der Eröffnung der Ausstellung (11. 2. 1978) sprach. Der Autor formulierte streng und sachlich, mit spürbarer Vehemenz für die weite Gespanntheit und Entwicklungsfähigkeit konstruktiver Gestaltungsmethoden.



Vertikal-Horizontal, 1952, Bleistift/Farbstift, 25x28,5.



R. P. Lohse: Drehungen um Zentren — Horizontal- und Vertikalordnungen um Zentren und achsiale Bewegungsmotive werden anfangs der vierziger und fünfziger Jahre realisiert. Für die sich über einen längeren Zeitraum erstrekkende Weiterentwicklung dieser Bildthematik werden bildorganisatorische Grundlagen notwendig, die systematische Strukturen und Richtungsbewegungen ergeben, in denen Anfang und Ende des Bildvorganges kongruent sind. Farbenenergien in vier Richtungen 1952/1, Öl/ Lwd 90x90.

Die folgende, im vollen Wortlaut abgedruckte Rede möchte einerseits an dieses Ereignis erinnern, zum andern eine Stimme zu Wort kommen lassen, die Wesentliches (in Wort und Tat) zur konstruktiven Gestaltung beigetragen hat.

Fünf Pioniere der Konkreten Kunst

Bill, Glarner, Graeser, Loewensberg und Lohse im Bündner Kunstmuseum[5]

Verehrte Anwesende.[6]

Herr Direktor Hartmann hat mich gebeten, diese Ausstellung mit einer kurzen Einführung zu eröffnen. Leider kann Herr Beyeler, der die Werke in seiner Galerie in Basel zeigte, nicht anwesend sein. Ich möchte im Namen der Künstler und im Namen von Herrn Beyeler Herrn Direktor Hartmann herzlich danken, daß er die Ausstellung für das Bündner Kunstmuseum in Chur übernommen hat. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Herrn Direktor Hartmann, das vor einigen Jahren in Basel stattfand, und freue mich über seine Bereitschaft, heute diese Ausstellung in der Heimat Augusto Giacomettis zu zeigen. Augusto Giacometti (1877 bis 1947) wäre um 1900, wie sie sicherlich wissen, beinahe vor Kandinsky zum Vater der modernen Kunstentwicklung geworden. Ich meine, die kulturamtliche Schweiz sowie der kulturamtliche Kanton Graubünden müßten vordringlich alles tun, um die prophetisch-künstlerische Leistung dieses Mannes zu europäischer Geltung zu bringen.

Die Nachfolgenden Ausführungen sollen Ihnen etwas über Entstehung und Situation unserer Kunst gestern und heute sagen.

Was ist konkrete Kunst?

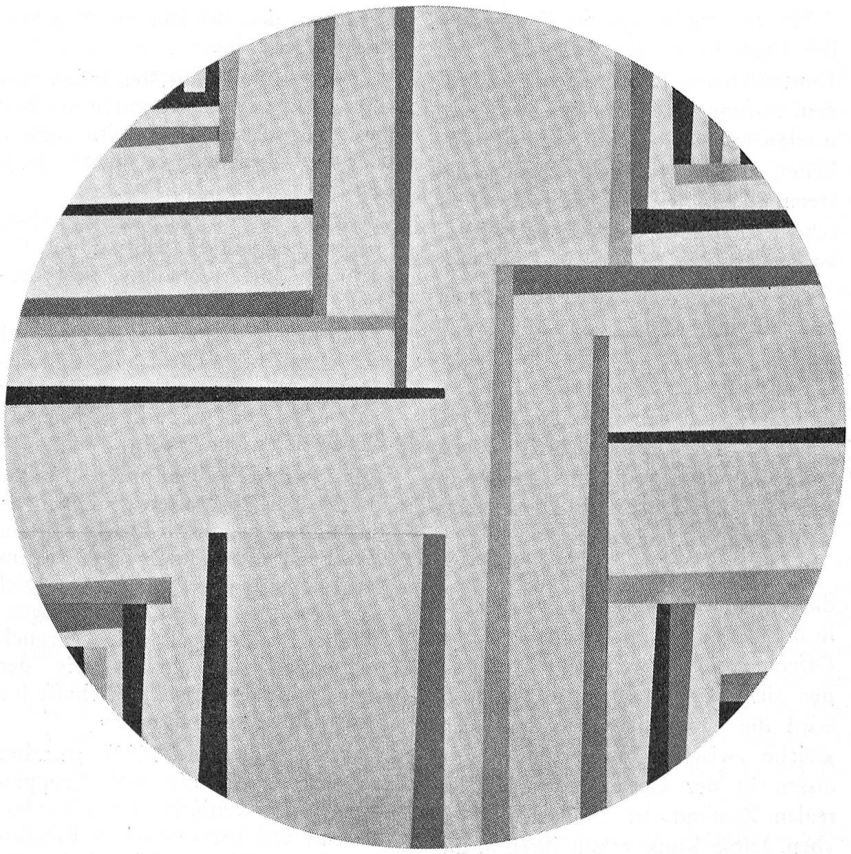
Als der Begründer der Stijl-Bewegung, *Theo van Doesburg*, 1930 in Paris die Zeitschrift «art concret» herausgab,[7] definierte er diese Kunst als eine Gestaltung mit den *Mitteln der Form und Farbe*. Theo van Doesburg hat ausschliesslich mit tektonischen und geometrisierenden Mitteln gearbeitet. Es ist also anzunehmen, daß er mit seiner Bezeichnung «art concret» diese Kunst ausschließlich als eine analoge Gestaltung, das heißt eine konstruktive, wie seine eigene, ver-

standen haben wollte. Der Begriff «konkrete Kunst» wurde später von Bill in dem Sinne erweitert, daß eine malerische Formulierung ebenfalls «konkret» sein könne.[8] Wie dem auch sei, in dieser Ausstellung begegnen wir fünf ausgeprägten Persönlichkeiten, die alle durch die Verschiedenheit ihrer Mittel und ihrer Theorien einen unverwechselbaren Ausdruck in ihrem konstruktiven Werk entwickelt haben.[9] Die Differenzierung dieses Ausdrucks beweist, wie groß das Arsenal und wie weit gespannt die Möglichkeiten konstruktiver Gestaltungsmethoden sind. Rund siebzig Jahre nach den ersten Zeugnissen ist eine Intensivierung und Ausweitung des Vokabulars festzustellen.

Wie ist das möglich? Keinesfalls sind es allein aesthetische Probleme, die diese Kunstform bis heute aktiviert haben, sondern es ist gelebte Auseinandersetzung mit den Strukturen unserer Zivilisation und Gesellschaft, welche mit allen ihren positiven und negativen Vorzeichen die reale Basis dieser Kunst und ihre Ausdrucksform bestimmt.

Theo van Doesburg ist jedoch nicht der einzige Grundleger dieser Kunst, der mit Maß und Zahl arbeitet. Auf eine andere Weise als dieser hat *Georges Vantongerloo* (1886—1965) in den zwanziger Jahren einen bedeutenden Beitrag durch sein mit algebraischen Methoden geschaffenes Werk geleistet. Wiederum verschieden von diesem realisierten *Naum Gabo* und *Antoine Pevsner* in Rußland zu gleicher Zeit wie im Wester ihre plastischen, symmetrisch-asymmetrischen Formulierungen. Nicht zu vergessen sind auch die analythischen Arbeiten *Paul Klees* (1879—1940) aus diesen Jahren. Es waren die ersten, die wagten — und damit gleichzeitig die Anfänge einer systematisch-konstruktiven Kunst, die uns Jüngere durch die unmittelbare Wahrheit ihrer Methoden und die kontrollierbare Wahrheit des Resultats faszinierte und gleichzeitig bedrückte.

Jeder der fünf hier ausgestellten Künstler hatte seinen eigenen Weg zu suchen. Hierbei möchte ich auf die Werke von Bill, Graeser, Loewensberg, Lohse in verschiedener Weise



Fritz Glarner: Relational Painting, Tondo Nr. 21, 1951 — Öl auf Pavatex, ⌀ 124 cm

charakteristische, systematisch-konstruktive Tendenz hinweisen, die als typischer *Eigenwert der Zürcher Gruppe* anzusprechen ist. Glarner macht hierin eine Ausnahme.

Es war ein gegensätzlich verlaufender Prozeß, der die Entwicklung unserer Arbeit bestimmte: So notwendig es war, an den Vorbildern zu lernen, so unerläßlich war es, diese für die eigene Zukunft abzubauen. Für jeden waren die dreißiger Jahre die Jahre der Schwierigkeiten, um eine persönliche theoretische und künstlerische Basis zu finden. Fast jeder stand im Zwang eines Sozialberufes, der ihm anderseits die Freiheit des Weitergehens ermöglichte. Dies war die Lage für die konstruktive Kunst in der Schweiz *vor* dem zweiten Weltkrieg.

Die Situation *nach* dem zweiten Weltkrieg:

Die Sehnsucht der Schweiz, gegenüber der Kunst großer Nationen weltoffen zu sein, überschwemmte die Museen in diesen mit einer Flut des Tachismus, der action painting, der Signalmalerei. Die Haltung der Öffentlichkeit, der Sammler, war zwiespältig. Obwohl man unserer Konsequenz persönliche Achtung entgegenbrachte, war die Wertschätzung für die Kunst der individuellen Geste, der Kunst großer Nationen, größer. Hier mag ein unbewußter Kulturmasochismus, bedingt durch die Kleinheit der Nation, und der nicht auszurottende Minderwertigkeitskomplex der kulturellen Schweiz mitbeteiligt sein.

Trotz dieser nie abbrechenden Auseinandersetzung übt der wissenschaftliche Charakter der konstruktiven Kunst eine ungebrochene, nicht wegzudenkende erzieherische Anziehungskraft auf diejenigen aus, die willens sind, einen unspekulativen und methodischen Weg in ihrer Entwicklung zu gehen.

Hieraus ergibt sich die Frage nach der Lage der dritten Generation der Konstruktiven. Es ist danach zu fragen, warum diese Generation, die immerhin in einer beachtlichen Zahl arbeitet, relativ wenig in Erscheinung treten kann. Wie die Geschichte, so scheint sich auch die Kunstgeschichte zu wiederholen.

Die Apologeten der Schamanen und falschen Magier, der individuellen Mythologie führen (mit Ausschluß von der Teilnahme an Ausstellungen und Verweigerung von Stipendien) ihren Kampf offen gegen diese Gruppe der jungen Generation. Hier ist das Wort Anti-Demokratie und Terror am Platze.

Dagegen setzen und erweitern wir die Aufgabe der konstruktiven Kunst: in der Direktheit der Darstellung, der Offenheit von System und Methode, der Sichtbarmachung von Prozessen wird die Möglichkeit existent, Vergleiche zwischen komplexen Ergebnissen in der Gestaltung und dem realen Zustand der Umwelt zu machen. Diese Kunst erhält ihren sozialen und humanen Wert als Instrument des Erkennens. Systematische Gestaltung ist eine analoge Parallele zu den Strukturen unseres Lebens und der Zivilisation. Obwohl in ihrer Substanz identisch, stellt sie diese gleichzeitig in ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit in Frage. Durch die Verwendung objektivierter Mittel, die Transparenz ihrer Methoden, die Möglichkeit der Vorausberechenbarkeit ist sie in ihren Denk- und Arbeitsmethoden modellhaft auf die Veränderung der Gesellschaft und der Umwelt gerichtet. (8. Februar / Richard Paul Lohse)

Anmerkungen

[1] M. Staber, Randbemerkungen zur Kunstkritik. Fgte aus einem Vortrag. Mai 1973.

[2] P. A., in Bz, 13. VII. 1977

[3] P. Wd., in NZZ, 14. IX. 1977

[4] A. R. Penk ist einer der Künstlernamen von Ralf Winkler, der in Dresden geboren wurde, dort aufgewachsen ist und dort lebt. Der Name ist in Anlehnung an den Geographen und Eiszeitforscher *Albrecht Penk,* geb. 1858 in Leipzig gegeben, den Winkler mit Begeisterung gelesen hat.

[5] Die Ausstellung aus Beständen von Herrn Beyeler, Basel, wurde in Chur erweitert durch Werke im Besitze der fünf Künstler; sie dauerte vom 12. Februar bis 12. März.

[6] Einführung von Richard P. Lohse, gesprochen am 11. Februar zur Eröffnung der Ausstellung, fünf Pioniere der Konkreten Kunst.

[7] Theo van Doesburgh (1883—1931) veröffentlichte 1930 das erste Manifest der Konkreten Kunst im Heft «art concret». (Anmerkungen sowie Lebensdaten vom Verf.)

[8] Bill definiert: «konkrete kunst macht den ‚abstrakten gedanken an sich' mit rein künstlerischen mitteln sichtbar und schafft zu diesem zweck neue gegenstände. das ziel der konkreten kunst ist es, gegenstände für den geistigen gebrauch zu entwickeln, ähnlich wie der mensch sich gegenstände schafft für den materiellen gebrauch.»

[9] *Camille Graeser* (*1893) gestaltet elementare Abläufe und Gruppierungen mit wenigen Elementen, basierend auf geometrischen Relationen. *Loewensbergs* Bilder sind Farb- und Formabwicklungen, wobei sie wie Bill auch heute noch Kreis und Bogen verwendet. *Max Bill* (*1908) ist nicht nur Maler, sondern auch Bildhauer, Architekt, Politiker, Pädagoge und Theoretiker der konkreten Kunst. Seine Ausbildung erhielt er u. a. am Bauhaus in Dessau. Die Arbeiten beruhen auf einer streng mathematischen Denkweise, die er nicht nur zweidimensional, sondern auch in seinen Skulpturen seit vielen Jahren immer weiter entwickelt. *Lohses* Malerei kann im großen Feld der konstruktiven, oder auch «konkret» genannten Kunst angesiedelt werden, ein Begriff, den er heute für sein Werk nicht mehr als verbindlich ansieht. Er spricht von «Modularen» und «Seriellen» Ordnungen. «Modulare» Ordnungen gehen meist von einem Kern aus. Vom Kern aus sollten sich alle weiteren Formulierungen ergeben, rotative Bewegungen, horizontale und vertikale Bewegungen, diagonale Bewegungen. Modulare Ordnungen haben grundsätzlich einen einfacheren Charakter als serielle Ordnungen. (P. Züllig Interview mit R. P. Lohse, Zürichsee-Zeitung, Stäfa, 1970). *Fritz Glarner* (1899—1972) hat ein System entwickelt, bei dem ein Rechteck durch eine Schräge in zwei Felder geteilt ist und diese dann durch sich gegenüberliegende Akzente rhythmisiert werden. Bei den runden Bildern, die er *Tondo* nennt, wird das Rechteck durch einen Anteil am Kreis verändert.

Naturkundliches

Die Natur Graubündens ist seit jeher ein unerschöpfliches Forschungsobjekt, um so mehr, als die Forschungsmethoden und die Hilfsmittel ständig verbessert werden und neue Möglichkeiten zur Überprüfung früherer Erkenntnisse bieten. Dies beweisen auch die jüngsten naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen, die Graubünden betreffen. Es sind dies:

1. Beeler, F. 1977 — Geomorphologische Untersuchungen am Spät- und Postglazial im Schweizerischen Nationalpark und im Berninapaßgebiet (Südrätische Alpen). Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen im Schweizerischen Nationalpark. 15, 276 S.
2. Lemans, A. 1977 — Der Firnzuwachs 1975/76 in einigen schweizerischen Firngebieten. Vierteljahrsschr. der Natf. Ges. Zürich 63. S. 484—492.

Beeler ist es gelungen, mit Hilfe der Pollenanalyse und C^{14}-Datierungen einen wesentlichen Beitrag zur spät- und nacheiszeitlichen (postglazialen) Gletscher- und Klimageschichte im Schweizerischen Nationalpark und im Berninagebiet zu liefern. Im Nationalpark untersuchte er am Munt Buffalora und Munt Chavagl je einen Erdstrom, der aus Wechsellagerungen von Solifluktionsdecken (kriechenden Schutt- und Bodenmassen) und dunkel gefärbten, fossilen, humosen Horizonten besteht. Weil Zeiten von morphologischer Ruhe auf wärmeres, Zeiten mit Fließbewegungen auf kühleres Klima hinweisen,

konnte er im Anschluß an Ruhephasen 4—5 kriechende Abwärtsbewegungen feststellen. Diese fanden in der älteren Dryaszeit (vor ca. 14 000), vor zirka 7000 Jahren (5000 J. vor 1950), in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten und möglicherweise im 14. sowie im 16.—18. Jahrhundert statt. Im Berninagebiet weist er Gletscherstände nach, die gegen 1850 weit über die Gletschervorfelder hinausreichten. Es ergab sich ferner, daß der Palügletscher seit der Mitte des Präboreals (vor ca. 8300 J.) nie mehr sehr viel größer war als in der Neuzeit. Kurz vorher war er noch zirka 500 m über das Gletschervorfeld vorgestoßen. Auch der Rückgang des größten Gletschers in Graubünden, des Morteratschgletschers, wurde seit dessen Höchststand um 1850 nie durch einen bedeutenden Vorstoß unterbrochen. Um 1850 bedeckte er zirka 21,5 km², 1973 nur noch 17,5 km². Er büßte in diesem Zeitraum rund 20 % seiner Fläche ein. Ein Gletscherhochstand neuzeitlicher Größenordnung konnte am Cambrenagletscher für die Zeit um 400 AD datiert werden.

Lehmans bezog außer andern schweizerischen Gletschern auch diejenigen der Silvretta und Bernina in seine Firnzuwachs-Untersuchungen ein. Die Ergebnisse sind schon deshalb besonders beachtenswert, weil das hydrologische Jahr 1975/76 durch die große Trockenheit, die vom Dezember 1975 bis im Juni 1976 dauerte, gekennzeichnet ist. In den Berggebieten gehört es zu den niederschlagärmsten seit 1900. Weil jedoch die Sommerabschmelzung im wesentlichen schon am 20.Juli beendet war, wurden die die Gletscher nährenden Firnreserven (Schnee der zu Gletschereis wird) nicht stark angegriffen, und es resultierte nur ein mäßig unterdurchschnittlicher Firnzuwachs. Am Piz Palü, 3100 m ü. M. ergab sich vom 30. September 1975 bis 8. August 1976 ein effektiver Firnzuwachs von 3,5 m, im Rosatsch, 3100 m ü. M., ein solcher von 1,9 m. Der Silvrettafirn erhielt sogar einen durchschnittlichen Jahreszuwachs.

Um Veränderungen der Vegetation während längerer Zeit in einer Gegend beobachten zu können, ist es notwendig, deren Pflanzengesellschaften zu kartographieren. So wurde zum Beispiel von E. Campell und W. Trepp eine Vegetationskarte des Nationalparkes erstellt. Neuerdings ist nun auch eine solche als Teil der von A. Nadig geleiteten ökologischen Untersuchungen im Unterengadin für den Raum Ramosch im Maßstab 1:4000 und den Raum San Niclà—Strada im Maßstab 1:2000 von W. Trepp erschienen.

Cäcilia Ledergerber nahm am 11. Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht» mit einer Arbeit, betitelt «Zitterspinne» (Pholcus phalangoides) und Spaltenkreuzspinne (Aranaeus umbraticus) mit bestem Erfolg teil (Siehe die Zeitschr. Schweizer Jugend forscht 11. Jg. 1, 1978). Sie untersuchte deren Abhängigkeit von Umweltfaktoren und stellte unter anderem folgendes fest: Die Zitterspinne lebt in Gebäuden, in denen sie dunklere und mäßig kalte Winkel bevorzugt. Bei plötzlicher Berührung des wenig kunstvollen Gewebes bringt sie das ganze Fadengerüst des Netzes in Schwingung, indem sie den Körper während 15—170 Sekunden im Kreis herum oder hin- und herschwingt. Das Männchen wird nach der Begattung oft vom Weibchen eingesponnen und ausgesaugt. Die Nahrung besteht vor allem aus Fluginsekten, Ameisen und kleinen Käfern. Die Spaltenkreuzspinne hält sich in der Nähe von menschlichen Siedlungen auf und bevorzugt Holzspalten als Unterschlupf. Sie bezieht jeweilen erst am Abend ihr Netz. Im Gegensatz zur Zitterspinne ist sie standortstreu. Sie verläßt ihren Standort auch dann nicht, wenn das Nest zerstört wird.

Den Natur- und Umweltschutzkreisen bereiten die Ausbauprojekte der Elektrizitätsgesellschaften für die Wasserkraftnutzung am Rhein und an der Landquart große Sorgen. Mit der Schrift «Neue Flußkraftwerke an Rhein und Landquart» haben sie eine für jedermann verständliche und lehrreiche Kampfschrift herausgebracht. Es ist zu wünschen, daß sie für ihre Anliegen Verständnis finden.

Der Neubau des Naturhistorischen Museums an der Masanserstraße macht gute Fortschritte. Die Eröffnung dürfte im Laufe des Jahres 1980 möglich sein.

Auch der Verein der Freunde des Bergbaus in Graubünden war rege. Er hat insbesondere den Innenausbau des Bergbaumuseums gefördert. Ferner berichtet A. Krähenbühl in den Mitteilungen Nr. 5, 1978, des Vereins über wieder aufgefundene Eisenerzgruben im Sertigtal bei Davos und G. Peer über die Gruben von S-charl.

P. Müller-Schneider